

(Nachdruck verboten.)

85)

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Sangonera protestierte unverändert. Nein, er war nicht betrunken, im Gegenteil, er hatte an diesem Tage sehr wenig getrunken. Der Beweis dafür war, daß er wach blieb, obwohl sein Körper nicht mehr gehorchen wollte.

Der Abend brach herein, der Albuferasee hatte eine dunkel violette Färbung, der Himmel wurde auf den Bergen tiefrot, wie mit unzähligen Blutsflecken besudelt, und im Hintergrunde sah Sangonera einen Mann, der über den Weg schritt und, sich vom Himmel abhebend, gerade auf ihn zuschritt.

Der Bagabund zitterte noch bei dieser Erinnerung. Der Blick des Unbekannten war sanft und traurig. Sein Bart war gefleckt und sein Haar sehr lang. Wie er gekleidet war? Er erinnerte sich nur an eine weiße Gestalt, die eine Tunika oder eine sehr weite Bluse trug. Auf der Schulter hatte er eine ungeheure Masse, die sehr schwer drücken mußte, die aber Sangonera nicht zu erklären vermochte. Das war gewiß ein Hinrichtungsinstrument, mit dem die Menschen erlöst werden sollten. . . . Die Erscheinung neigte sich zu ihm, und das ganze Licht der Dämmerung schien in ihren Augen aufzuleuchten. Sie streckte die Hand aus und streifte mit den Fingern die Stirn Sangoneras, der bei der eisigen Berührung vom Kopf bis zu den Sohlen erbebte. Sie murmelte leise harmonische, seltsame Worte, die der Bagabund nicht verstehen konnte und entfernte sich lächelnd, während er unter der Heftigkeit seiner Aufregung in einen schweren Schummer versiel, aus dem er erst im tiefen Dunkel der Nacht erwachte.

Er hatte ihn nie vorher gesehen, doch war er sicher, daß war er. Er kehrte in die Welt zurück, um sein von den Menschen geschändetes Werk zu retten; er suchte von neuem die Armen, die Einfältigen, die elenden Lagunensischer auf. Sangonera selbst war einer der Erwählten. Nicht umsonst hatte er ihn mit seiner Hand berührt. Und der Bagabund versicherte mit dem Eifer des Glaubens, er werde seinen Gefährten verlassen müssen, sobald die holde Erscheinung von neuem auftauchen würde.

Doch Tonet, der wütend war, daß man seinen Schlaf in dieser Weise unterbrach, drohte ihm mit grober Stimme. Er sollte schweigen! Er hatte es ihm oft genug gesagt, daß alles wäre nur der Traum eines Trunkenboldes. Wäre er vernünftig und nüchtern gewesen, wie er es sein sollte, als er ihm seinen Auftrag gab, so hätte er gesehen, daß der geheimnisvolle Mann nichts weiter als ein italienischer Landstreicher war, der sich zwei Tage in Palmar aufgehalten, um Messer und Säheren zu schleifen und seinen Schleifstein auf der Schulter trug.

Sangonera schwieg schließlich; er fürchtete, die Hand seines Beschützers könne auf ihn herabsinken, doch da sein Glaube angegriffen war, so protestierte er stillschweigend gegen die gewöhnlichen Erklärungen Tonets: „Er würde ihn ganz sicher wiedersehen; er hatte die Gewißheit, daß er noch einmal seine seltsame und sanfte Sprache hören würde; nur eins bedrückte ihn, das war die Möglichkeit, die Vision könne von neuem erscheinen, wenn er seinen Durst bereits mehrmals gelöscht und seine Beine bereits wankten.“

So verbrachten die beiden Gefährten den Winter. Sangonera hegte die seltsamsten Hoffnungen, Tonet dachte an Neleta, die er nie mehr sah, denn bei seinen kurzen und spärlichen Besuchen in Palmar verließ der junge Mann nie den Kirchenplatz und wagte nicht mehr, sich Canamels Hause zu nähern.

Da diese Abwesenheit sich Monate und Monate hinzog, so wurde die Erinnerung an die verflissene Glückseligkeit immer stärker und wuchs durch das trügerische Mißverhältnis, das zwischen Wirklichkeit und Phantasie bestand, immer mehr. Neletas Bild schwebte vor seinen Augen, er sah sie im Wald, wo sie sich als kleine Kinder verirrt, auf dem See, wo sie sich im süßen Geheimnis der Nacht geliebt hatten. Er konnte sich in diesem Kreise von Schlamm und Wasser, in welchem sein Leben verfloß, nicht bewegen, ohne daß jeden Augenblick etwas auftauchte, das ihn an sie erinnerte

Durch dieses Bagabundenleben noch mehr gekräftigt, lag Tonet so manche Nacht in unruhigem Schummer, und Sangonera hörte ihn so manchenmal mit heiserer Stimme Neleta rufen.

Eines Tages ließ sich Tonet von der Leidenschaft, die ihn verzehrte, fortreißen, denn er fühlte, daß er sie wiedersehen mußte. Canamel, der immer kränker wurde, war nach der Stadt gefahren. Der Kubaner trat eines Mittags, als alle Gäste in ihre Häuser zurückgekehrt waren und er hoffen durfte, Neleta allein zu finden, in die Schenke.

Als die Wirtin ihn an der Tür auftauchen sah, stieß sie einen Schrei aus, als sähe sie ein Gespenst. Ein Freudenblick schoß in ihren Augen auf; doch sofort verdüsterte sich ihr Gesicht, als hätte der Verstand in ihr wieder die Oberhand gewonnen, sie senkte das Haupt und machte eine abweisende Bewegung.

„Geh, geh,“ murmelte sie, „willst Du mich zu Grunde richten?“

Er sie zu Grunde richten! . . . Diese Vermutung tat ihm so weh, daß er nicht zu protestieren wagte. Unberührt wich er zurück und war blitzschnell, als bereue er seine Schwäche, bereits am anderen Ende des Platzes und fern vor der Schenke.

Einen neuen Versuch, sie wiederzusehen, machte er nicht. Wenn er dem Drängen seiner mühsam zurückgehaltenen Leidenschaft nachgeben wollte und wieder zu ihr zu gehen beabsichtigte, so brauchte er sich nur an ihre Bewegung zu erinnern, um auf der Stelle einen heftigen Kummer zu empfinden. Es war alles endgültig zwischen ihnen aus. Canamel, über den er sich früher lustig gemacht, war ein unübersteigbares Hindernis geworden.

Der Haß, den er gegen den Gastwirt hegte, veranlaßte ihn, seinen Großvater aufzusuchen, denn alles Geld, das er ihm entlockte, war seiner Ansicht nach ein herber Verlust für Neletas Gatte. Geld! Er wollte Geld haben! Sie wurden reich bei der Sequiota und ihn, den Herrn und Gebieter, vergaßen sie. Infolge dieser Forderungen kam es zwischen dem Großvater und seinem Enkel zu Streitigkeiten und Zankereien, die merkwürdigerweise noch nicht zum Austausch von Schlägen am Ufer des Kanals ausgeartet waren. Die alten Fischer bewunderten die Geduld, die der Onkel Paloma bei den Streitigkeiten mit Tonet zeigte, und wie langmütig er zu Werke ging, um ihn zu überzeugen. Das Jahr war schlecht, die Sequiota lieferte nicht den Ertrag, auf den man gerechnet hatte. Canamel war krank und deshalb unaussehlich. Der Onkel Paloma wünschte selbst, das Jahr möchte zu Ende gehen, damit ihn eine neue Ziehung von der Stellung befreite, die ihm so viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte und die er jetzt zu allen Teufeln wünschte. Sein altes System war das richtige. Jeder für sich, nicht in Gemeinschaft, nicht einmal zusammen mit einem Weibe.

War es Tonet gelungen, seinem Großvater einen Duro zu entreißen, so piß er fröhlich Sangonera, und von Schenke zu Schenke zogen sie bis Valencia, verbrachten dort ein paar Bummeltage in den elendesten Spelunken der Vorstadt, bis ihre leichte Börse sie zwang, wieder nach dem Albufera zurückzukehren.

Bei seiner Unterhaltung mit dem Großvater hatte sich der Kubaner nach dem Gesundheitszustand Canamels erkundigt. In Palmar sprach man von nichts anderem, denn der Gastwirt war noch immer die erste Persönlichkeit des Dorfes, und jedermann nahm Zuflucht zu seiner Börse, wenn er sich in Not befand. Canamels Klagen und Wimmern wurde immer heftiger, das waren nicht mehr Befürchtungen, wie zu Anfang: seine Gesundheit war wirklich erschüttert. Die Leute, die ihn täglich dicker, angeschwollener, von Fett gleichsam überfließend, in der Schenkstube sahen, erklärten mit größtem Ernst, er würde an einem Uebermaß von Kraft und gutem Leben sterben.

Jeden Tag litt er mehr, ohne erklären zu können, worin sein Leiden eigentlich bestand. Der von der Sumpferde hervorgerufene Rheumatismus wandelte durch seinen dicken Körper, spielte gleichsam Versteckens mit ihm, und umsonst versuchte man, ihn mit Umschlägen und Wundermitteln zu kurieren, die ihn in seinem tollen Lauf nicht aufzubreken vermochten. Der Gastwirt klagte morgens über Schmerzen im

Kopf und abends im Leibe, oder er jammerte über die angeschwollenen Glieder. Die Nächte waren schrecklich, und oft sprang er aus dem Bett, öffnete mitten im Winter das Fenster und erklärte, man erlände in diesem Hause, das für seine Lunge nicht genug Luft mehr hatte.

Einen Augenblick indessen glaubte er sein Leiden erkannt zu haben. Ja, jetzt hatte er es. Er kannte den Namen dieser Krankheit! Wenn er viel aß, wurde ihm das Atmen schwerer, und er empfand ein heftiges Unbehagen. Seine Krankheit steckte im Magen. Nun fing er an, an sich herumzudoktern und erklärte, der Onkel Paloma wäre ein weiser Mann. Er litt an nichts weiter, als an einem Uebermaß von gutem Leben, wie es der Fischer behauptet hatte. Er aß zu viel und trank noch viel mehr. Der Ueberfluß, das war der Feind.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Wärmemantel der Erde.

Von Hermann Verdroew (Berlin).

Wir leben in der Ära der Polarfahrten und Ballonaufstiege, wissenschaftlicher sowohl wie sportlicher, und da hört man nicht selten hartgesottene Nützlichkeitsapostel die Frage stellen: Wozu nur diese ungeheure Verschwendung von Geld und Kräften zur Erreichung von Zielen, die uns doch absolut nichts Neues bieten können! Wir können uns doch ganz genau vorstellen, wie es auf den Polen aussehen wird, welche geographischen, physikalischen, meteorologischen Verhältnisse dort herrschen müssen; und was die Höhenfahrten anlangt, so kann dabei ebenfalls nichts Unerwartetes herauskommen: je höher, desto dünner die Atmosphäre, desto eifriger die Temperatur, desto geringerer Wassergehalt und so weiter.

Wenn man's so hört, es könnte leidlich scheinen, und so lange kein Gegenbeweis vorlag, ließ sich auf derartige Ausführungen eigentlich nicht viel erwidern. Und doch irrten sie, die guten Leute, die dem fähnen Wagemut und dem wissenschaftlichen Forschungsdrange mit ihren ledernen Argumenten ein Bein zu stellen beabsichtigten. Wäre die Forschung darüber gestolpert, wäre sie hinführend von der Verfolgung des Zieles abgestanden, so erkreuten wir uns heute nicht einer Entdeckung, die zu den unerwartetsten und erfreulichsten in der scheinbar so öden Unermesslichkeit des Luftmeeres gehört: der Entdeckung des Wärmemantels der Erde oder, wie die Meteorologen es nennen, der großen Inversion. (Umkehrung).

Allmonatlich einmal wird von zahlreichen meteorologischen und astronomischen Instituten Europas an einem bestimmten Tage eine Schar kleiner unbemannter Luftballons losgelassen, die im Gegenfah zu ihren riesigen Brüdern, den imponierenden modernen Luftschiffen, besonders zu Hochfahrten befähigt sind. Sie führen eine Anzahl sehr sorgfältig gearbeiteter Thermometer und Barometer empor, die ihre Angaben selbst aufzeichnen und nach der Rückkehr gestatten, die Höhe des Aufstieges sowie die in der durchmessenen Strecke herrschenden physikalischen Verhältnisse abzulesen bzw. zu berechnen.

Eine deutsche Erfindung, die Anwendung von Kautschukballons als Träger der Registrierballons, gestattet, diese Ballons, wie man sie jetzt nennt, zu bislang unerreichten Höhen emporzutreiben. Der Kautschukballon trägt einen zweiten Ballon der gewöhnlichen Art, der den Träger der kostbaren Registrierapparate bildet. Je höher die beiden verbundenen Ballons steigen, desto mehr dehnt das in der Kautschukhülle enthaltene Gas, des atmosphärischen Gegendruckes mehr und mehr einflastet, den Ballon aus, desto tragfähiger wird er, desto höher steigt er — bis der Moment der Katastrophe eintritt: unfähig, sich weiter auszudehnen, platzt die Hülle, und nun sinkt der die Apparate tragende untere Ballon, der allein nie so hoch gekommen wäre, unter dem Gewicht der Instrumente und landet gewöhnlich glücklich am Boden, wo er meistens bald entdeckt und dem ausfendenden Institut eingeliefert wird.

Die Fahrten mit bemannten Ballons, gewöhnlich bis zu Höhen von 4000—5000 Metern emporführend, haben mehrmals 7000 und 8000 Meter erreicht, und als etwas ganz Außerordentliches müssen die beiden Luftstiege Verbons gelten, die 9155 und (mit Säring zusammen) etwa 10 800 Meter erreichten. In dieser Höhe herrschte eine Kälte von ungefähr 40 Grad Celsius. Schwerlich werden sich wegen der damit verbundenen Lebensgefahr größere Höhen im Luftschiff ersteigen lassen.

Die Ballonsondes dagegen sind imstande, sich zu Höhen emporzuschwingen, die die Höhe unserer größten Bergriesen, des Gaurijantar, des Dapfang u. a., um das Dreifache übertreffen. Ein vom belgischen meteorologischen Dienst am 5. September 1907 aufgelassener Ballon erreichte fast 26 Kilometer Höhe; ein am 8. August 1905 in Straßburg aufgestiegener eine Höhe von 25 800 Metern. Derartige Hochfahrten sind es gewesen, die unsere Kenntnis der atmosphärischen Verhältnisse in der oben erwähnten Hinsicht so überraschend bereichert haben.

Im allgemeinen glaubte man bisher mit Recht annehmen zu dürfen, daß die Temperatur der Atmosphäre nach außen hin fortgesetzt abnimmt. Die bei Ballonaufstiegen häufig angetroffenen Schichten von einigen hundert Metern Dicke, die höhere Temperatur aufweisen, als die darunter liegenden, sind nur örtlich beschränkte Luftstriche, über denen in größerer Höhe die normale Temperaturabnahme wieder zur Geltung kommt. Für die über 11 000 bis 14 000 Meter gelegenen Schichten ergaben dagegen die Aufzeichnungen der Registrierballons ein ganz abweichendes Bild. So oft nämlich der Ballon diese Höhen erreicht, beginnt die Temperatur zu steigen, ja alsbald sogar wieder zu steigen, und diese Temperaturzunahme hält an, so hoch die Ballonsonde bisher emporgestiegen sind. Das ist der Wärmemantel der Erde, das Gebiet der Temperaturumkehr, die große Inversion.

Der oben erwähnte Straßburger Ballon bezeichnete in der unteren Schicht eine reguläre Abnahme der Wärme und des Wassergehalts der Atmosphäre. Das Kälterwerden hielt bis 14 490 Meter, wo die Thermometer — 62 Grad Celsius zeigten, eine Temperatur, die auf der Erde selbst am Kältepol (Verchojansk in Sibirien) nur ausnahmsweise erreicht wird. Darüber hinaus begann die Umkehr, es folgten immer wärmere Schichten, bei 15 000 Metern — 58 Grad, bei 19 000 — 49 Grad, und am höchsten Punkte des Aufstieges herrschten nur noch 40 Grad Kälte. Die Temperatur stieg also innerhalb der Luftschicht von 11 500 bis 25 800 Metern um volle 23 Grad Celsius. Auch die Luftfeuchtigkeit, die am Erdboden 88 Proz., in 4950 Metern Höhe nur noch 29 Proz. betragen hatte, stieg von hier ab und erreichte bei 7000 Meter 45 Proz., um nun bis zu den höchsten Höhen fast stationär zu bleiben. Der im September 1907 aufgelassene belgische Ballon bezeichnete die größte Kälte, nämlich — 62 Grad, in der Höhe von 12 900 Metern, während in der größten erreichten Höhe, bei einem Barometerdruck von etwa 17 Millimetern, nur noch 47 Grad Kälte herrschte. Auch alle anderen Registrierballons, die ähnliche Höhen erreicht haben, bringen in ihren Aufzeichnungen eine Bestätigung dieser merkwürdigen Tatsache, so daß an dem Vorhandensein der großen Inversion nicht mehr zu zweifeln ist. Es fragt sich nur, bis zu welcher Höhe diese Wärmeschicht emporreicht, wann wieder eine Kältezunahme eintritt, die nach der bisherigen Annahme die Erdatmosphärentemperatur allmählich in die absolute Temperatur des eisigen Weltraumes überführen müßte. Hier wäre es wissenschaftlich von der größten Wichtigkeit, Registrierballons herzustellen, die noch erheblich höher steigen können, um zu ergründen, ob und wo die Temperaturumkehr in jenen großen Höhen aufhört und wie sich die Verhältnisse im Jahreslauf dort überhaupt gestalten.

Woher aber, fragt man sich, stammt denn nun die gewaltige Temperaturzunahme bis zu den äußersten Höhen, wo der Barometerstand noch unter 20 Millimeter herabsinkt? Hierauf hat erst ein Meteorolog, der Jesuit J. Fényi, eine Antwort zu geben versucht. Er weist zunächst, was nicht gerade schwierig ist, nach, daß wir nicht an eine warme Strömung denken dürfen, die die in den heißen Gegenden aufsteigende Luft beständig nach jenen äußersten Höhen abführt. Die unteren Wärmequellen erweisen sich vielmehr sämtlich als unzureichend für die Erklärung der großen Wärmeschicht. Wir müssen die Wärmequelle im Weltraum suchen.

Hier bietet sich eine solche in den von der Sonne ausgehenden dunklen Strahlungen, die als solche nicht zu uns herabgelangen, sondern schon von den höchsten Schichten der Atmosphäre sehr stark oder völlig aufgelesen werden. Diese Strahlung, so geringfügig sie auch im Verhältnis zur Gesamtausstrahlung der Sonne sein mag, genügt, wenn sie von den obersten Luftschichten absorbiert wird, zu deren Erwärmung. Die Physiker wissen längst, daß die Strahlen des ultravioletten Spektrums, die für unser Auge unsichtbar sind, fast völlig, in ihren äußersten Gebieten sogar vollständig von der Luft absorbiert werden. Die Sonne, die gemäß der Höhe ihrer Temperatur alle möglichen Strahlen erzeugt und ausstrahlt, wird auch solche entsenden, und es ist nur die Frage, ob diese Strahlen bis an unsere Atmosphäre gelangen oder nicht schon in der äußeren Atmosphäre der Sonne selbst absorbiert werden. Die Existenz der großen Inversion gestattet nach Fényis Berechnung den Schluß, daß die Sonne in der Tat dunkle Strahlen von bedeutender Menge und Energie ausstrahlt, Strahlen, die unsere Meßinstrumente tatsächlich niemals erreichen. Besonders zur Zeit eines Sonnenfleckenmaximums scheinen in Anbetracht des Aufstieges, der zu jener Zeit auf der Sonne beobachtet wird, gewisse Strahlen neu ausgesendet oder verstärkt zu werden. Gewaltige Eruptionen schleudern Massen von ungeheurem Umfange weit über die Wasserstoffatmosphäre der Sonne in den Himmelsraum hinaus, und diese Massen wenigstens wären dann in der Lage, Strahlen auszusenden, die bei normaler Sonnentätigkeit die Wasserstoffhülle nie durchdringen, also auch die Erde nicht erreichen können. Auch hier wären wieder die Gummiballons herufen, der Forschung weiterzuhelfen und dunkle Gebiete so erhellen.

Sei jedoch die Erklärung so oder so: das Erfreuliche bei alledem ist und bleibt die Tatsache, daß unsere alte Mutter Erde einen warmen Mantel besitzt, der sie vor den Unbilden der kalten Weltraumtemperatur schützt und geeignet erscheint, dem organischen Leben und der Krone der Schöpfung, dem Menschengeschlecht, die Aussicht auf ein erheblich längeres Dasein zu eröffnen, als es bei ungehinderter Temperaturausstrahlung der Erdoberfläche in den Weltraum möglich wäre. Wer weiß, wie es schon um uns bestellt wäre, wenn nicht seit Jahrtausenden oder Jahrtausenden dieser Wärmemantel unsere Bohn- und Werkstatt schirmend umhüllte!

Peter Spanningers Liebes- Abenteuer.

Von Ludwig Thoma.
(Fortsetzung.)

Als Peter das achtzehnte Lebensjahr erreichte, schickte er ihn nach Weihenstephan.

Darin lag ein Zugeständnis an die Forderungen des Zeitgeistes. Der Besuch der Brauererschule gewährt den allgemeinen Vorteil jeder akademischen Bildung; dazu den besonderen der scheinbaren Umwertung einer gewerblichen Tätigkeit in eine Wissenschaft.

So verbrachte also der junge Sternbräu zwei Jahre unter den Jünglingen, die in Freising ungeschlachte Fröhlichkeit zeigen. Sie bildeten einen Verein „Gambria“ und fanden ihre Freude in der Nachahmung studentischer Manieren. Die Berufslehre bedingte, daß sie noch trinkfester waren als die Jünger der Hochschulen. Peter tat rechtschaffen mit und glaubte an das Verdienstliche und an das Bedeutende dieses Treibens. Er war von der besonderen Ehre der drei Farben rot, gold und blau überzeugt, schwur ihnen Treu und vermaß sich im Gesange, für rot, gold und blau in Kampf und Tod zu gehen.

Es war eigentlich nicht die Art der Spanninger, so große Dinge zu versprechen; noch weniger sie zu erfüllen. Aber da sich Peter nicht viel dabei dachte, störte der fremde Zug den Grundton seines Wesens nicht allzusehr. Die Flammen seiner Begeisterung schlugen nicht hoch. Und wenn er sie mit dunkeln und hellen Bieren löschte, geriet er wieder in Dürnbucher Jahzwasser. Nach zwei Jahren kehrte er in das Elternhaus zurück und packte sich ohne Mühe dem bürgerlichen Leben an. Die äußerlichen Spuren der Weihenstephaner Zeit verwischten sich freilich nicht. Peter war dick geworden, und die Augen traten noch mehr aus dem stark geröteten Gesichte hervor. Das in der Mitte gescheitelte Haar läumte er in die Stirne.

Die Schultern zog er hoch, um sie noch breiter erscheinen zu lassen. Er schloß gerne den untersten Knopf seiner Jade, damit sich die Brust bauschig wölbe. Beim Gehen ballte er die Hände zu Fäusten und hielt sie mit dem Daumen an den Hosentaschen fest.

Die Dürnbucher bemerkten das studentische Gebaren sehr wohl und waren geneigt, darin die Kennzeichen eines reizvollen Lebenswandels zu erblicken. Denn weil sie keine Erfahrung in akademischen Dingen besaßen, statteten sie ihre Meinung darüber mit den abenteuerlichen Vorstellungen ihrer geheimen Sehnsucht aus. Sie wollten es nicht anders gelten lassen, als daß der Sohn ihres reichsten Mitbürgers zwei Jahre mit seltsamen Liebesgändeln hinter sich gebracht habe. Wer in solchem Rufe steht, ist gut daran, wenn ihn das bürgerliche Gewissen im Besitze der nötigen Mittel schätzt. Und darum zog Peter ohne sein Zutun Nutzen aus dem, was eigentlich ein Vorwurf war. Nun lebte damals in der Kreuzgasse ein Mann, der vielen unheimlich war, weil die Art seines Erwerbes nicht klar zutage lag.

Er hieß Korbinian Fröschl und trieb weder Handel noch Handwerk. Er hatte aber nicht etwa die Mittel, welche ihm das Leben eines Privatmannes möglich machten, sondern er stand in offenkundiger Dürftigkeit. Seinen Unterhalt verdiente er durch leichte Geschicklichkeiten, die auf geheimes Wissen begründet waren und schon darum den Verdacht der seßhaften Bürger erregten.

So war er ein Quellenfinder. Wenn er mit einem Gabelzweige in der Hand über die Hügel schritt, konnte er mit untrügender Sicherheit bestimmen, wo man nach Wasser graben könne. Ueberdies besaß er gute Mittel gegen landesbräuchliche Krankheiten, so daß er den Bauern als schätzbarer Heilkünstler galt.

Weil er aber viele Kenntnisse nur mit Heimlichkeit vertwertete dürfte, hatte er ein schweiges Wesen angenommen, welches das Vertrauen verschonte. Ueberdies war er nach seinem Neuzeren eine düstere Erscheinung, und manche seltsame Nachrede hing sich an seinen Namen. Dieser Korbinian Fröschl besaß eine zwanzigjährige Tochter mit Namen Anna; sie war eine schön gewachsene Person, von angenehmen Zügen, jedoch ohne rechte weibliche Tugend. Ihre Kindheit war nicht behütet worden. Die Mutter war früh dem Tode verfallen, und der Vater, den seine Geschäfte oft vom Hause fernhielten, kümmerte sich wenig um die Erziehung. So gewöhnte sich Anna nicht an Pflichterfüllung und entbehrte der tröstlichen Grundsätze, daß Arbeit das Leben versüßt und Armut nicht schändet.

Vielmehr hing sie ihr Herz an vergänglichere Dinge und hegte den Wunsch, ihre Schönheit, die ihr wohl bekannt war, mit nichtigem Puzze zu heben. Dieses Frauenzimmer lernte der junge Spanninger durch einen gewöhnlichen Zufall kennen. Es war zu Ende April, und die Dürnbucher Welt hatte ein frühlinghaftes Aussehen. Die Stare piffen in allen Gärten, und die Schlehdornbeden waren mit weißen Blüten bedeckt, und Gabriel Niedlechner und J. V. Irzenberger hatten ihre Neuheiten in Frühlingstoffen ausgelegt.

Da ging Anna Fröschl über den Stadtplatz und blieb vor den Ladensfenstern stehen. Sie betrachtete Pers und Pephir, blau gemusterte Baumwollstoffe, Musselin und Mull. Sie fertigte sich in Gedanken von jedem Zeuge eine Bluse an und suchte sich bunte Gürtel aus, die dazu passen konnten, und drehte sich vor den Spiegelscheiben, als hätte sie nun die ganze Pracht zu probieren.

Peter, der vor seinem Hause stand, sah die gefällige Person von weitem und ging wie von ungefähr über den Platz. Er spazierte einige Male mit hochgezogenen Schultern an dem Laden vorüber und bemerkte unterweilen die Vorzüge des Frauenzimmers.

Auch dieses übersah seine Aufmerksamkeit nicht, und als es sich zum Gehen schickte, warf es ihm einen brennenden Blick zu.

Peter überlegte, ob er darin eine Aufmunterung erblicken dürfe, aber da trat Kaufmann Irzenberger aus dem Laden und begann ein Gespräch mit ihm. Peter fragte gleichgültig und nebenher, wer die Person gewesen sei, die so lange die Auslage betrachtet habe.

Irzenberger gab genaue Auskunft, und so erfuhr der junge Spanninger, daß die Tochter des arüchigen Fröschl seine Beachtung gefunden hatte. Das kühlte ihn ab.

Die natürliche Scheu, welche gut situierte Leute von zweifelhaften Elementen ferne hält, war in ihm stark entwickelt. Nicht weniger das dunkle Gefühl, daß arme Leute immer bestrebt sind, die Wohlhabigkeit auszunutzen.

So war er abgeneigt, sich in ein unrühmliches Abenteuer einzulassen, und schon wenige Tage später bestärkte ihm eine zufällige Begegnung diesen Vorsatz.

Er ging um die Mittagszeit das Mzuser entlang und sah nahe der Brücke einen Menschen, der mit nackten Beinen im Flusse stand und ein Netz aus dem Wasser hob. Zwei kleine Fische zappelten darin. Der Mann faßte sie mit der Hand und warf sie in eine rostige Gießkanne. Es war Korbinian Fröschl. Peter erkannte ihn und sah auch, daß er ein schmutziges Hemd auf dem Leibe trug und eine Hose, die an vielen Stellen nicht geflickt war. Da kühlte Peter mit Macht, wie gut er getan hatte, solche Leute selbst auf verbotenen Wegen zu meiden.

Alein Anna hatte die Blide des jungen Spanninger nicht vergessen. Im Gegenteile dachte sie häufig daran und brachte sie im Zusammenhang mit ihren heimlichen Wünlchen nach hellen Blusen und gelben Lederbürteln. Sie ging jetzt häufig auf den Stadtplatz, und immer so, daß sie an der Brauerei zum Stern vorüberkam.

Doch traf es sich nie mehr, daß sie dem Peter in die Hände laufen konnte.

Ein oder das andere Mal stand er im Kreise der Honoratioren, welche sich allabendlich auf dem Bürgersteige vor Sonnenuntergang zusammenfanden. Aber er war durch die dicken Bäuche und breiten Rücken so verdeckt, daß sie ihm keine Blide zuwerfen konnte. Da nahm sie einen raschen Entschluß und schrieb einen Brief an den Jüngling, der sein Glück nicht verstand. Sie wählte ein überaus zierliches Papier, das mit Spizen umrandert und auf der ersten Seite mit einem schneibelen Taubenpaare geschmückt war. Darunter setzte sie den Vers:

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß

Wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.

Und weil sie die Anrede nicht zu kalt und nicht zu warm wählen mochte, half sie sich, indem sie ein Fragezeichen und zwei Ausrufezeichen über den Text schrieb. Dann sagte sie, es sei vielleicht ein gewisser jemand, dem man kürzlich begegnete, erkaunt über diese Kühnheit, und vielleicht denke er sich gar etwas Schlechtes. Sie habe lange gezweifelt, ob es sich schide, einem fremden und doch nicht fremden jungen Herrn zu schreiben, und sie wisse, es schide sich eigentlich nicht. Denn besonders in Dürnbuch seien die Leute gleich bereit, ein Mädchen schlecht zu machen, aber sie hoffe, daß ein gewisser jemand nicht so sei. Und wenn sie das nicht dächte, und wenn sie glauben müßte, er könne etwas Schlechtes meinen, dann würde sie überhaupt nicht schreiben. Aber sie müsse doch schreiben, weil sie ihm sagen wolle, daß sie gerne den gewissen Jemand wieder sehen möchte, und wenn er deswegen nichts Schlechtes denke, dann solle er am Mittwochabend in die Kreuzgasse kommen, weil ihn Vater nicht daheim sei. Jedoch, wenn er etwas Schlechtes denke, dann solle er um Gottes willen nur ja nicht kommen. Und er solle nicht vor der Dunkelheit kommen, weil neidische Augen wachten. Darunter schrieb sie: „Ungeannt und doch bekannt A. F.“ Und sie setzte wiederum ein Fragezeichen und zwei Ausrufezeichen hinter die Buchstaben.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Drei rote Kellen.

Von Franz Feld †.

Eine rote Kelle hinter dem Ohr,
So trat er mit der Woni zum Schußplatten vor,
Der Kagl, ein Mordstern und Bauernsohn —
Nachher hodten die beiden im Mohn.

Am Eichnorr'n stirt' ein jähriges Blatt.
Die Trommel schollerte von der Stadt:
Der siebziger Krieg!

Im Wirtshaus noch
Lachte der Bursch: „Ober g'heurat' wird d' o chl!“

Da lag er denn nun auf blutiger Erd',
Statt im Hochzeitsbett, nach der Schlacht bei Würth,
Eine rote Kelle hinter dem Ohr,
Vor den Augen graulichen Todesflor.

Er meinte, das wär' der Nebel vom See —
Er schaute sein Dorf, o ganz in der Näh'!
Den Birnengarten —! Den blaffenden Hund
Segen die Buben durch halmigen Grund —

Ganz anders bläfft die Infanterie!
 Ganz anders schupplattest die Artillerie!
 Wie Löwen schnellen die Kugeln ins Loch
 Am Sandweg und zischeln:
 „Ober g'heurat' wird d o ch!“

Zwei Musiker sind zurück aus der Schlacht;
 Die haben's im Dore rund gebracht.
 (Diejell'n, die zum Tanz einsti die Fiedel geschrammt —)
 Die Monika glaubt's nicht, geht selber aufs Amt.

„Wie tät' unser König mir so was an?!
 Der Rudud ruft ja auch „lang noch“ im Tann.“
 — Man zählt den Verlust auf der Amtschreiberekel.
 „Herr Schreiber, gell? Er is net dabei?“

Die Moni wirft in die List' einen Blick — —
 Und wandt durch den Tann aus der Kreisstadt zurück.
 Da zählt die künftige Kinderschar
 Der Rudud —
 „Sei stand! Jaß is's Heuraten gar.“

Die Musiker spielten zur Hochzeit nicht auf:
 Sie starben an Lungensucht bald darauf.
 Sie bliesen gar scharf zur Atta' im Gefecht,
 D'rum wollt's ihnen hier auf der Brust nimmer recht.

Beim Wasser steht ein Marterl am Pfad.
 Der Fuhrmann sagt: „Um die Moni is's schad.“
 Eine rote Nelke blüht an der Statt.
 Am Eichtorr'n stirzt ein jähriges Blatt.

Elektrische Gleichnisse. Das Recht des Kindes ist es zu fragen und die Pflicht der Eltern, eine möglichst klare, verständliche Antwort zu geben. Nun ist es aber ein barbarischer Zustand, daß wir und unsere Kinder täglich mit den Zauberschöpfungen der Technik in Berührung kommen, daß wir Telephon und elektrische Straßenbahn benutzen und trotzdem uns im großen und ganzen wenig um das Wesentliche dieser technischen Geheimnisse bekümmern. Auf Schritt und Tritt lockt und winkt der Alltag mit seinen Schätzen, auf daß wir uns ein wenig über den Alltag erheben und uns jene geistigen, höchsten Freuden bereiten, die aus der Beschäftigung mit den Wissenschaften entspringen. Alles ruft und raunt — aber wie wenig Menschen vernehmen das Flüstern des Zaubers. Und wie wenige, ach so gar wenige Väter sind imstande, auf ihres Kindes neugierige, wissbegierige Fragen fördernde Antworten zu geben!

Die folgenden Zeilen wollen behüßlich sein, diese väterliche Hülflosigkeit gegenüber kindlichen Fragen über die Elektrizität, die sich zumal beim Telephon aufdrängen, zu überwinden; nicht dadurch, daß der Mechanismus beschrieben wird, sondern durch einige Gleichnisse, die das Wesen der Elektrizität uns näher rücken und die eine Brücke bauen über den Abgrund der Unbegreiflichkeit und heengenden Fremdheit, der sich zwischen den elektrischen Apparat und das Kind einschleibt.

Wenn wir dem fragenden Kinde den ersten Aufschluß über den Zauber des Fernsprechers zu geben suchen, werden wir in der Regel zunächst sagen, die Elektrizität sei es, die bewirke, daß eine Stimme, die in stundenweiter Entfernung in einen Apparat hineinspricht, aus unserem Apparat zum Vorschein komme. Genauer — aber das werden wir erst später hinzufügen — werden die Erschütterungen eines tönenden Körpers genau in dem Rhythmus der menschlichen Laute einer längs einem Draht fortgeleiteten elektrischen Erregung mitgeteilt und in unserem Fernsprecher wieder in Erschütterungen eines tönenden Körpers umgesetzt, diese Erschütterungen kommen uns als Worte zu Gehör. Daß ein tönender Körper eben infolge seiner Schwingungen tönt, das veranschaulicht höchst eindrücklich ein spanisches Rohrstöckchen, mit dem es sonst etwas unangenehmere Bekanntschaft zu sehen pflegt.

Vorläufig will die Frage für das Kind aber beantwortet sein: Was ist die Elektrizität? Im Falle des Fernsprechers erfährt sie uns, das lechzt der Augenschein, einen Laufboten, der mit der Kraft seiner Beine und seines Gedächtnisses uns die Worte überbringen müßte, die uns durch den Draht und seine Elektrizität zugehen. Bei der elektrischen Straßenbahn erfährt die Elektrizität die Kraft von Rossen, die den Wagen zu ziehen hätten. Wir erklären also die Elektrizität für eine Kraft, wie die Kraft des Rosses, Kindes, Hundes, Laufboten, die wir in unsere Dienste stellen können. Wir können sogar geschichtlich vorgehen und schildern, wie der Mensch ehemals nur Tiere vor seinen Wagen spannen konnte — Tiere, die er zähmen mußte, und wie er jetzt auch gelernt hat, die wilde elektrische Kraft, die als Blitz oft schlimm ist wie ein reißendes Tier, in ein Geschirr von metallnen Drähten und Stangen zu spannen, so daß sie uns dienen muß.

Was ist aber eine Kraft?
 Was eine Bewegung verursacht, was die Zurücklegung eines Weges — daher Bewegung — herbeiführt. Ja, bei der Elektrischen sehen wir es deutlich, daß die Elektrizität eine Bewegung bewirkt, aber beim Fernsprecher — wo steht da die Bewegung?

Nun, die Erschütterungen des tönenden Körpers, die unser Ohr durch die gleichzeitig erschütterte Luft als Worte treffen, werden durch die stärkere oder schwächere Anziehung seitens eines

Magneten bewirkt, der Magnet aber mehrt oder mindert seine Kraft, je nachdem die ihm zugeleitete Elektrizität mehr oder minder auf ihn einwirkt. Damit kommen wir auf die rätselhafte Erscheinung der elektrischen und magnetischen Anziehung.

Wie kommt es, daß ein Magnet oder eine geriebene Siegel-lackstange oder ein Hartgummistamm, mit dem wir uns die Haare gekämmt haben andere Körper an sich zu ziehen vermag? Hier diese Stahlfeder springt an den Magneten hinauf und bleibt an ihm haften, oder wir halten eine mit einem seidenen Lappen geriebene Siegelackstange über das Haupt eines langhaarigen Knaben und siehe da, die Haare fahren empor zur Stange! Oder der Stamm, mit dem wir uns die Haare ordnen, zieht Papierschnitzel an. Wie geht das vor sich? Wir sehen doch nichts von einer Ursache! Wie machen wir uns einen Vers dazu, der dieser Sache wenigstens das Fremde, Unfassbare benimmt?

Stellen wir uns vor, daß in den Magneten oder in die Siegel-lackstange oder in den elektrischen Stamm eine uns unsichtbare Strömung eines der Wage spottenden feinen Stoffes münde und daß diese unsichtbare Strömung die Körperchen mit sich reiße, die, bon uns aus gesehen, der Magnet oder der elektrische Körper an sich zu ziehen scheint: dann haben wir schon einen Schritt zum Verständnis der Sache vorwärts getan.

Nehmen wir an, ein Mensch sei nie aus einem gegen jede Zugluft geschützten Raum herausgekommen und wisse nicht, was Luft und Wind sei. Nun beobachtete er aus seinem Kerker einen Baum, dessen Wipfel sich bald gegen eine Mauer hinneigen, bald wieder davon zurückwenden. Der Gefangene würde sich das nicht erklären können, wie ohne eine ihm bekannte Ursache — denn den Wind soll er ja nicht kennen — der Baum sich der Mauer zuneigt. Der Mann würde vielleicht auf die Idee verfallen und sagen, die Mauer ziehe den Baum an sich. Käme er aber ins Freie und empfände er dort den Luftzug, so würde er bald sich sagen, daß nicht die Mauer den Baum anzieht, sondern die Luftströmung den Baum umbiegt. Mit der Strömung eines feinen Stoffes, des Aethers, müssen wir auch bei der magnetischen und elektrischen Anziehung rechnen, mit Strömungen oder Strubeln, die bestimmte Körper mit sich reißen.

Wie kommt es nun, daß die elektrische Erregung sich so ungeheuer, unvorstellbar schnell durch die weitesten Entfernungen hin fortplant? Hier muß man das Kind darauf aufmerksam machen, daß schon beim bloßen Rufen über einige hundert Meter weit, eigentlich eine große Wertwürdigkeit vorliegt, daß nämlich der Ruf z. B. bei 330 Meter Weg gerade nur eine Sekunde braucht, um am anderen Ende gehört zu werden; das ist sehr schnell im Vergleich zu der Zeit, die ein Schnellläufer nötig hätte, diesen Weg zurückzulegen, fabelhaft langsam aber im Vergleich zu der ungeheuer viel schnelleren Elektrizität. Auf sehr weite Entfernungen hin vernimmt man schon die menschliche Stimme überhaupt nicht mehr; die Bewegung, die sie der Luft erteilt, hat sich verloren und verlaufen. Regen wir uns aber mit dem Ohr an die Erde, so hören wir noch das Getrappel von Pferden auf Entfernungen, die kein menschlicher Ruf mehr durchdringt. Offenbar pflanzen sich nun in der feinen Materie, die der Träger der elektrischen Erregung ist, diese Erregungen noch ungeheuer viel schneller und wirksamer fort als die Schwingungen tönender Körper sich durch die Luft oder Erde fortpflanzen.

Fragt nun noch ein Kind, wie die drahtlose Telegraphie zustande käme, so wird man auch da nicht in die technischen Einzelheiten eingehen haben — wer sollte da überall Bescheid wissen, wenn nicht der Techniker selbst? — aber das Rätsel, wie sich Zeichen durch den Raum bewegen können, ohne daß man sie sieht, hört, fühlt, verliert schon einen Teil seiner Unheimlichkeit, wenn man mit seinem Kinde am Ufer eines Binnenmeeres entlang geht und acht hat auf die plötzlich stärker anbrandenden Wellen, die durch ein vorbeieilendes Dampf- oder Motorboot aufgewühlt worden sind. Der Kiel des Bootes verursacht im glatten Seespiegel eine Störung und diese ebendse und flutende Bewegung pflanzt sich zum Ufer hin. Bei der drahtlosen Telegraphie wird im Aethermeere eine solche Störung durch die Funkenentladung veranlaßt, und den elektromagnetischen Wellen, die sich durch den Baum ausbreiten, kann man längere oder kürzere Pausen folgen lassen, so daß sich aus diesen Verschiedenheiten Buchstaben und Worte folgern lassen.

Ueber das eigentliche Wesen der Elektrizität ist man noch im Dunkeln. Seit einigen Jahren macht sich die Elektronentheorie breit, aber sie wird gerade von den schärferen Köpfen verspottet und ist voll von Widersprüchen. In den Schulen werden meistens nur Versuche vorgeführt, aber wie man sich den eigentlichen Vorgang zu denken habe, davon schweigen die meisten Lehrer, weil sie selber eben nur die Tatsachen sich eingeprägt, um die tiefere Begründung sich aber nicht gekümmert haben. Wenigstens war es zu meiner Zeit so, obwohl es seit 100 Jahren hätte darum besser bestellt sein können. Vielleicht ist es heute besser, jedenfalls aber tun Väter gut, ihre Kinder mehr auf die Erscheinungen des täglichen Lebens achten zu lehren, die Luft, die einen Baum gegen eine Mauer hinneigt, der Windwirbel, der hinter einem elektrischen Wagen her die Blätter aufjagt und zwingt, dem Wagen nachzulaufen, die Wellen, die sich vom Schiffskiel zum Seeufer hin fort-pflanzen, der Schall, der sich durch die Luft und feste Körper hindurchbewegt, sie alle können dem Verständnis elektrischen Wesens dienen. Auf die richtigen Gleichnisse kommt es an, dann wird man weitere Wissbegier und das bessere Nachdenken wecken. —